

Winter, Peter: Der Veitstanz der Philosophen. Jean Tinguelys neueste Schöpfungen in einer Düsseldorfer Galerieausstellung. In: FAZ, 18.12.1989.

Karl Marx genügte es nicht, daß die Philosophen die Welt nur verschieden interpretiert haben: „Es kommt aber darauf an, sie zu verändern.“ Jean Tinguely geht an das Problem völlig konträr heran: er verändert die Philosophen. Unter dem Titel „Die Philosophen und andere Schreckgespenster“ ist jetzt in der Düsseldorfer Galerie Schmela ein Ensemble von knapp zwei Dutzend Schrottskulpturen des vierundsechzigjährigen Kinetikers aus Fribourg zu sehen, das von Heraklit bis Friedrich Engels reicht. In dieser aberwitzig zappelnden Gesellschaft kann man „Adorno an der Arbeit“ antreffen und „Demokrit in der Tinte“ erleben. Man überrascht „Nietzsche beim Heftigdenken“ und „Platon in Aktion“, stört „John Locke bei der Durchsicht seiner Bücher“ und wirft einen Blick in „Sokrates Spiegel“.

Was eint so unterschiedliche Geister wie Immanuel Kant und Herbert Marcuse? Was verbindet so divergierende Köpfe wie Sokrates und Frank Lloyd Wright? Wo ist das *missing link* zwischen Rudolf Steiner und Arthur Schopenhauer, der gemeinsame Nenner zwischen Platon und Piotr Kropotkin? Die magische Kupplung besorgt das kreative Ingenium ihres Erfinders und das für ihre wunderliche Wiederauferstehung verwendete Material: krude Fundstücke aus der Archäologie der Technik, fast so moribund wie die klapprigen Herren im Rosthabit. Zugleich sind die sperrigen und quietschenden Assemblagen Tinguelys ein Hohn auf die Präzisionsindustrie seiner Heimat, ein Affront gegen die auf ihren Erwerbssinn stolzen Eidgenossen.

Hinabsteigend in Platons Höhle, erlebt der Besucher ein geheimnisvoll angestrahltes Szenario aus Karnevalstreiben und Geisterbahn: Nach einer überstandenen schweren Krankheit wuchert die motorisch aufgeladene, surreal inspirierte Phantasie des international umtriebigen Schweizers wilder und exotischer denn je. Seine Vitalität und seine Lust am verqueren, beweglichen Esprit, sein Spaß an anspielungsreichen Turbulenzen und doppelbödigem Mummenschanz feiern fröhliche Urständ. Voller Energie und Aberwitz arrangiert er nun am Rhein sein abstruses Philosophentreffen, lädt ein zu einem Symposion von grotesker Lebendigkeit.

Nicht die Welt dreht sich um diese Protagonisten, sie selbst sind es, die durch allerhand Turbulenzen auf sich aufmerksam machen müssen. Viel Lärm um nichts, wie es manchmal den Anschein hat, denn diese Philosophen haben außer Kulissenzauber und Karussellbetriebsamkeit der Nachwelt nicht viel zu bieten. Es sind eitle, arme Tröpfe, die durch ihre übersteigerten Selbstwertgefühle zum Veitstanz getrieben werden. Bei Tinguely bedürfen die Geisteshelden ganz eigenartiger Geräte, um ihrer Gehirntätigkeit, ihrem sinnierenden Tages- oder Nachtgeschäft, nachgehen zu können: Adorno agiert mit einem Vogel und einem Nähmaschinenteil, Nietzsche ist mit einer Harke bewaffnet, Friedrich Engels mit einer Klo-Strippe garniert. Marcuse benötigt als Überzeugungshilfe einen martialischen Fleischwolf und Platon einen Wurzelstrunk oder einen Kieferknochen. Der Sozialrevolutionär Kropotkin braucht für seinen imaginären Weltraum eine Tonne, ein Holzrad und einen Surfmast. Henri Bergson, der Hauptvertreter der Lebensphilosophie, krönt seine Erscheinung mit einer schief zirkulierenden, ananasförmigen Zierschale aus Drahtgitter von einer italienischen Terrasse, die ihm das Aussehen eines tänzelnden Derwischs verleiht.

Statt eines vernünftigen Diskurses herrschen also Zank und Gezeter. Man hat sich kaum etwas zu sagen, sagt dies aber mit voller Lautstärke. Man monologisiert

vor sich hin oder fällt dem anderen bramarbasierend ins Wort. Der Meinungskampf verläuft auf vollen, höchst unerquicklichen Touren. Annäherungen zwischen den extremen Polen sind nicht in Sicht. Man tauscht statt besonnener Argumente vor allem unversöhnliche Widerspruchsgesten aus, verteilt Schläge unterhalb der Gürtellinie.

Man ficht mit Besenstil, Schrubber und Haifischzahn, disputiert erregt mit Geweih und Zahnrad, scheut nicht vor Harke und Eisenkette zurück; selbst Blechstücke und Eisengitter werden als Diskussions-Requisiten nicht verschmäht. Man greift im Eifer sogar zu Stahlseilen und will den Gegner mit rosa Plastikabfall ablenken. Zwischen Rudolf Steiner und Arthur Schopenhauer kann natürlich so kein sinnvoller Dialog zustande kommen. Wie sagte doch am Schluß Kant aufseufzend zu Engels: „Dieser Tinguely will uns zu Schreckgespenstern machen. Aber nur bis zum 31. Dezember. Dann ist der Spuk vorbei.“

Unter die Grübler haben sich außer dem kronleuchterartig illuminierten, taghell erleuchteten Architekten Frank Lloyd Wright auch noch ein Poet und ein Bildhauer gemischt. Christian Morgenstern erscheint mit Motorradfelge und blechernem Fischkopf, im Fieberwahn rotierend. Bernhard Luginbühl, Tinguelys Freund und Bruder im Geist, mit dem er so manches Scharmützel, sogar in Fernost, gemeinsam bravourös gemeistert hat, steht in einer Ecke im Untergeschoß. Der stattiöse, schwergewichtige Spießgeselle aus dem Emmental ist mit einem mächtigen, walzenförmigen Korpus ausgestattet und mit einem hornartigen Stoßholz gegen alle Anfeindungen der Ignoranten gewappnet. Seine Füße, kleine Laufrollen, sind dagegen ausgesprochen zierlich ausgefallen.

Otto von Guericke, Bürgermeister von Magdeburg, Erfinder der gleichnamigen Halbkugeln und der Luftpumpe, bildet praktisch den Brückenkopf zwischen der Welt der Physik und der Welt des Spekulativen. Er tritt in der Versammlung auf fünffachem Holzplateau auf, übernimmt einen relativ stabilen Part: von seiner innovativen Neugier zeugen mehrere Porzellansicherungen samt Wandstück.

In den letzten Jahren sind die Figurationen und Konfigurationen Tinguelys deutlich schriller und farbenfroher geworden. Ein Hang zum Klamauk, zum austauschbaren, und unverbindlichen Rasseffekt, der Zug zur Jukebox ist nicht zu übersehen. Die verwendeten Fundstücke und Montage-Elemente werden immer makabrer, skurriler und bengalischer, der ursprüngliche Witz gerät in die Gefahr, sich in beliebige Scherzartikel-Heiterkeit zu zerstreuen.

Die jetzige Präsentation erinnert an ein lange zurückliegendes Datum: Es war der Galerist Alfred Schmela, der 1959 die erste deutsche Tinguely-Ausstellung veranstaltete, damals noch im kleinen Domizil an der Hunsrückstraße neben dem Kom(m)ödchen. Anlässlich der Premiere, bei der Daniel Spoerri, Nusch und Claus Bremer synchron verschiedene Texte verlasen, ließ der Künstler sein Manifest „Für Statik“ tausendfach aus einem Flugzeug über Düsseldorf abwerfen. Die darin postulierten Intentionen treffen weitgehend noch auf seine heutige Arbeit zu: „Es bewegt sich alles, Stillstand gibt es nicht. Laßt Euch nicht von überlebten Zeitbegriffen beherrschen... Hört auf, der Veränderlichkeit zu widerstehen. Seid in der Zeit - seid statisch, seid statisch mit der Bewegung... Widersteht den angstvollen Schwächeanfällen, Bewegtes anzuhalten, Augenblicke zu versteinern und Lebendiges zu töten. Gebt es auf, immer wieder Werte aufzustellen, die doch in sich zusammenfallen. Seid frei, lebt!“

Einige Monate danach veranstaltete Paul Wember, damals Deutschlands mutigster Direktor, im Krefelder Museum Haus Lange die erste Tinguely-Schau in einem offiziellen Institut. Das Echo beim Publikum, angeheizt durch entsprechend hämische Artikel in Lokalzeitungen, war ziemlich aggressiv und bierernst. Der hintersinnige Witz, das ironische Florett gegen die Technik, die geistvolle Reflexion

von Tachismus und Automatisierungs-Fetischismus stießen bei den meisten Leuten auf Unverständnis. Inzwischen hat sich das glücklicherweise geändert. Man braucht nur die Mienen der Passanten zu beobachten, die den Theaterbrunnen in Basel oder den mit Niki de Saint-Phalle gemeinsam ausgeheckten Strawinsky-Brunnen neben dem Centre Pompidou in Paris umlagern, sich dort angeregt entspannen. So ändern sich die Zeiten und die Resonanz auf Avantgarde-Streiche, auch beim berühmten „Mann von der Straße“, dem Bewahrer des „gesunden Volksempfindens“.

Es wäre jedoch völlig verfehlt, diese „Philosophen und andere Schreckgespenster“ als pure Gaudi anzusehen: Die meisten der hier versammelten, teilweise bereits im Rahmen der Tinguely-Ausstellung im Pariser Centre Pompidou des vergangenen Jahres gezeigten Kreationen bedeuten eine Rückerinnerung an Lese Früchte und an ideologische Auseinandersetzungen des jungen Basler Anarchen und Marxisten J. T., des Arbeitersohns, der damals selbst die von der Stechuhr regulierte Tretmühle des stupiden Lohnerwerbs erlebte und sich durch spielerisch-künstlerisches Tun daraus befreite. Hilfreich war auf dem Weg zu Selbstfindung die Begegnung mit Werke von Schwitters und Paul Klee, dessen „Zwitschermaschine“ aus dem späteren Tinguely-Studio stammen könnte. Bewegung und Wasser interessierten ihn übrigens schon in Knabenjahren. Am heimatlichen Bach entstanden klappernde Wasserradmaschinchen: die Ur-Räder der späteren „Meta-Mechanik“.

PETER WINTER

Bis 31. Dezember in der Galerie Schmela in Düsseldorf. Der Katalog kostet 35 Mark.